

Illustriertes
Erzgebirgisches Sonntagsblatt
 Tageblatt
Annaberger Wochenblatt
 Hauptzeitung des Obererzgebirges



Ewige Weihnacht.

Wenn es jetzt wieder Weihnachten geworden ist in der Welt, dann empfinden wir zunächst einmal die unmittelbare Kraft dieses schönsten aller Feste und geben uns willig seinem gegenwärtigen Zauber hin. Glocken klingen, Kerzen brennen, Lieder tönen, Kinder jubeln. Kurz, es ist die volle, unmittelbare Gegenwart dieses Festes, die uns erfüllt, als wäre jetzt eben, als wäre

uns selbst irgend ein Freudiges und Schönes geschehen. Und wir selbst helfen an unserem Teil, um auch den Unseren und darüber hinaus so vielen wir nur können das Fest zu einem unmittelbaren und gegenwärtigen Erlebnis zu gestalten. Und mag auch Weihnachten „alle Jahre wieder“ kehren, so klingt es doch jedesmal ganz frisch und aus wirklicher eigener und allgemeiner Freude heraus: O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit. Unberührt vom ver-rauschenden Strom der Jahrhunderte, nicht abgenützt durch den Gebrauch von

Generationen, nicht gebrochen durch alte und neue Feindschaften, nicht geknickt und erlahmt durch die Aufspaltung in Konfessionen: steht Weihnachten so frisch und lebendig vor uns, als ob es einem heutigen Ereignis gewidmet wäre. Ewige Weihnacht!

Freilich, diese ewige Weihnacht wird nicht immer in der gleichen Weise empfunden und gefeiert; sondern



Seitige Kinderweihnacht.

(Scherl-Bilderdienst-K.)

ihre Feier erhält aus der jeweiligen Gegenwart ihre besondere Färbung und ihren eigenen Wert. Daher wird Weihnacht immer durchwoben sein von der Erinnerung an bestimmte Umstände und Erlebnisse, sei es an die Kindheit im Elternhaus, sei es an ein Jahr voll besonderer Not oder an ein Fest in der Fremde und ähnliches mehr. Unvergeßlich werden den alten Kriegern die Weihnachtsfeiern im Felde sein, die bei aller äußeren Kümmerlichkeit doch meist tief zu Herzen gingen. Darum sind wir so dankbar, daß wir inmitten aller Unruhe in der weiten Welt, trotz aller Flammenzeichen in Ost und West bei uns wenigstens Weihnachten im Frieden feiern können!

Gewiß mag zu diesem tiefen, unvergeßlichen und immer frischen Erlebnis der Weihnacht unter uns beigetragen haben, daß unser deutsches Volk dieses Fest mit seinem innigen und reichen Gemüt umfassen und schöpferisch ausgestaltet hat, und daß es sich von Anfang an mit einem unserer größten und bedeutungsvollsten Naturfeste verwoben hat, mit den heiligen Nächten der Winter Sonnenwende. Weihnacht ist ein deutsches Fest wie kein anderes. Kaum sonst ein Volk feiert es so freudig und reich wie wir. Und bei uns ist es allgemein, bei jung und alt, reich und arm, in Nord und Süd, daheim und in der Fremde. Aber gerade darin zeigt sich die ewige Art der Weihnacht: Wie ein starker Magnet hat es alte Sitten angezo-

gen und neue Lebensströme geweckt, bindet es persönliche Geschichte und Volkschicksal an sich, wirkt gegenwärtig und bleibt doch überzeitlich.

Woher kommt dies Wunder der ewigen Weihnacht? So wie dies Fest mit seinem ewigen Glanz in unsere Gegenwart hineinleuchtet, alte Sitten sammelt und verklärt, Erinnerungen weicht, neue Freude weckt — so ist einst die Weihnachtstatsache in die Geschichte der Menschheit eingebrochen: Ein Kind ist geboren, das zum Wendepunkt der Weltgeschichte wurde. Ein neues, unzerstörbares Leben hat angefangen mit diesem Kinde, das armselig in einer Krippe lag; das später nichts hatte, wo es sein Haupt hinlegen sollte; das ausgestoßen zwischen Himmel und Erde am Kreuze starb; das aber dennoch siegreich auferstand.

Mit der vollen Wucht der größten Geschichtstatsache hat dies Leben Epoche gemacht im Gang der Menschheit und hat ihr Schicksal gewendet. Denn es war nicht holder Trug, bunte Mär, blasse Idee, sondern Blicke aus der Ewigkeit, der zündet; Gotteskraft, die Leben weckt und wandelt.

„Gib mir einen Punkt im All, wo ich stehen kann, und ich will die Erde aus ihren Angeln heben.“ So sagte Archimedes, als er das Hebelgesetz entdeckt hatte. Weihnacht ist Angelpunkt in der Ewigkeit, von dem aus eine alte Welt aus den Angeln gehoben und auf eine neue Bahn gebracht wurde. Martin Voelker

Wimpfungsippen erfüllen sich unter dem Lichtbaum

Das war das schönste Weihnachtsfest, das wir jemals erlebt haben. Vielleicht gerade darum, weil die Vorgeschichte traurig ist. 1928 wurde mein Mann erwerbslos. Anfangs hoffte er, bald wieder Beschäftigung zu finden. Aber alle Träume blieben unerfüllt. Das brachte Verstimmung ins Haus. Die Verhältnisse machten uns nervös, und bei der geringsten Gelegenheit gab es Hader und Streit. Das mußte unweigerlich zu einem schlechten Ende führen. Im Sommer 1929 hatte mein Mann seine Familie im Stich gelassen. Ich fügte mich in das Unvermeidliche und schlug mich, so gut es ging, mit den drei Kindern durch.

Es war Weihnachten 1934. Auch ich wurde von der NSB aufgefordert, ein Tannenbäumchen zu holen und für die Kinder Kleidung und Spielsachen. Am Heiligabend schmückte meine Älteste den Weihnachtsbaum, und wir zündeten nach Einbruch der Dunkelheit die Lichte an. Die Kinder sangen „Stille Nacht“ und „O, du fröhliche . . .“, während ich meinen eigenen Gedanken nachhing.

Da klopfte es zaghaft an die Tür. Ich öffnete und stand meinem Mann gegenüber. Da kam es über mich. Ich schrie: „Mach, daß du fortkommst! Wer sich jahrelang nicht um die Familie gekümmert hat, braucht auch heute nicht zu kommen.“ Er schien das erwartet zu haben, legte die Pakete, die er mitgebracht hatte, auf die Türschwelle und wollte gehen. Da aber kam mein Jüngster angesprungen: „Mutti, willst du denn dem Mann, der uns die vielen Pakete gebracht hat, den Weihnachtsbaum nicht zeigen?“ Was nun folgte, weiß ich nicht mehr. Es wurde mir schwarz vor den Augen und dann war alles aus. Als ich wieder zu mir kam, lag ich im Bett, und mein Mann saß bei mir, strich mir ganz leise über das Haar und nannte meinen Namen. Ich sah, er hatte geweint. Und die

Kinder standen dabei mit großen verwunderten Augen. Wir feierten das herrlichste Weihnachtsfest.

Meine Tochter hatte vor 19 Jahren einen Städter geheiratet. Das hat ihr der Bauer nicht vergessen. Sie durfte nie wieder das Haus betreten, und er weiß jetzt nicht, was aus
(Fortsetzung auf Seite 7.)



Alle Weihnachtslieder erklingen in der Bauernlube.

(Scherl-M.)

Du schenkst mir die Heimata.

Roman von
Antonie Scharnhorst.

18

Copyright by Karl Köhler & Co., Berlin-Schmargendorf. (Nachdruck verboten.)

Run war sie am Hauptgebäude. Es war eines der schönsten Barockschlösser des Landes. Für ihren Geschmack zu prächtig. Doch auch hier war alles nicht richtig gepflegt. Das große Rasenrondell vor der Freitreppe hätte längst geschnitten werden müssen. Unkraut machte sich breit. Überall fehlte die Hand des Gärtners, das Auge des Herrn.

Marikke schritt die Freitreppe empor. Seit fünf Jahren zum ersten Male. Die Kühle der großen Halle nahm sie auf. Das Tor war offen. Kein Mensch kümmerte sich darum, wer hier aus- und einging. War denn hier niemand? Sie horchte. Sie rief. Sie öffnete die Tür zu dem Vorraum der Küche links. Niemand war da. Das Personal schien sich die Abwesenheit Fedors ja schön zu machen. Da plötzlich lauschte sie. Aus dem kleinen Rauchzimmer zu ebener Erde, nach dem Garten zu, kamen Laute. Rasch ging sie weiter. Da war jemand, und jetzt unterschied sie auch eine rauhe Männerstimme, die unzusammenhängende Worte redete. Dazwischen das Auflachen einer Frau.

Sie klopfte hart an die Tür. Einen Augenblick war Stille. Dann hörte sie Plauschkis sagen:

„Laß doch, Rosa! Mag da klopfen wer will.“

Mit der ganzen Hand schlug Marikke gegen die Tür. Ein Aufschrei von drinnen, dann näherten sich Schritte. Eine Frau sah heraus. Unordentliche dunkelbraune Haare, die zerknitterte weiße Schürze mit den Spitzen über dem breiten Bauernrock.

„Wer bist du?“ fragte Marikke.

„Ich — ich —“ stotterte die Magd.

„Wer du bist, will ich wissen?! Gehörst du hier zum Hof? Dienst du hier?“

„Ich — ich — bin die Rosa. Ich besorge das Geflügel.“ Das Mädchen war sofort von Marikkens herrischer Art eingeschüchtert.

„Nach, daß du hier fortkommst. Geh an deine Arbeit!“

Marikke sah die Magd drohend an, die knickte und tief schleunigst an ihr vorbei. Sie hatte nicht mehr gewagt, auch nur noch einen Blick in das Zimmer hinter sich zu werfen. Marikke trat rasch ein.

„Pfui Teufel —“ stieß sie hervor. Der Raum war ungelüftet, erfüllt von Zigarettenqualm und Fufeldunst. In der Ecke auf dem tiefen Klubsessel saß Plauschkis. Sein Gesicht war rot und gedunsen. Er hatte die Weste über dem schmutzigen Hemd weit aufgerissen. Mit Augen, in denen Schrecken, Nichtbegreifen und Lücke wechselte, schaute er auf Marikke. Mit einem Griff hatte Marikke das Fenster zum Garten geöffnet. Tief atmete sie die reine Luft ein. Dann stellte sie sich mit dem Rücken zum Fenster, sah Plauschkis an und sagte nur: „Aufstehen! Los!“

Er erhob sich taumelnd.

„Was — was — wollen Sie denn?“ fragte er mit unsicherer Zunge. „Der — der Herr ist nicht da.“

Marikkens Stimme war schneidend. Sie ließ Plauschkis nicht aus den Augen.

„Das merke ich, denn sonst würden Sie sich wohl nicht so unverschämte benehmen. Wer hat Ihnen erlaubt, hier zu sein, hier zu trinken und Frauen mitzubringen?“

„Ich — ich —“, stotterte Plauschkis.

„Sie sind der liederlichste Inspektor, der auf Gottes Erdboden herumläuft. Außerdem sind Sie ein Betrüger. Was haben Sie mit dem Getreide gemacht? Für welchen Schundpreis haben Sie es verschoben wollen? Wer hat Sie dazu ermächtigt?“

„Der Herr“, stammelte Plauschkis.

Marikke hätte den Kerl am liebsten in das gedunsene Gesicht geschlagen.

„Lügen Sie nicht so erbärmlich! Niemals hat Herr von Stroch die ungeheuerliche Verkaufsgenehmigung gegeben. Sie haben das gemacht. Sie ganz allein, um Ihren Schnitt dabei zu machen. Wenn Sie nicht binnen zwei Stunden hier vom Gut herunter sind, werde ich Sie anzeigen. Verstanden?“

Jetzt aber wurde Plauschkis langsam nüchtern. Das hatte er verstanden. „— Vom Gut herunter — anzeigen —?“ So sollte es also aus sein mit seiner feinen Stellung

hier, wo man wenig arbeitete, und wenn man schon wirtschaftete, dann in die eigene Tasche. Und warum sollte es so sein? Weil diese verdammte Marikke Rhona hier plötzlich erschien. Wie kam sie dazu? Glaubte sie den Herrn schon ganz sicher zu haben? Da sollte sie sich nicht täuschen. Der Herr fand Anja Biduna mindestens so hübsch, und ehe es sich nicht entschieden hatte, wer hier Herrin werden würde, dachte er gar nicht daran zu gehen. — „Vom Hof herunter — anzeigen?“ Diese Worte allein standen jetzt ganz klar vor Plauschkis Gehirn. Und auf einmal brüllte er auf:

„Verfluchte Zucht! Ich hier fort?! Ich gehe nicht!“

Marikke stand ganz ruhig. Sie hob den Arm, schaute auf die Uhr: „Ich gebe Ihnen jetzt fünf Minuten Zeit, wenn Sie dann nicht hier heraus sind und drüben in Ihrer Wohnung, um zu packen, rufe ich von hier aus die Polizei an. Ich spaße nicht.“

Plauschkis stand mit wütendem und tückischem Gesicht. Er rührte sich nicht. Er hatte den Kopf gesenkt wie ein Stier, der zustoßen will. Marikke wartete. Schweigen war im Raum. Man hörte vom Hof aus das Bellen des Hundes, das Wiehern eines Pferdes, und drüben aus dem Garten das Singen der Vögel.

„Noch eine Minute, Plauschkis.“



Weihnachten im D-Zug.

(Scherl.-M.)



Wackere Helfer des Weihnachtsmannes:
BDM besorgt einer kinderreichen Familie. (Scherl-M.)

Plauschkis Augen waren blutunterlaufen. „Sie denken wohl auch, Sie können sich hier schon reinsetzen“, sagte er un- deutlich, „aber wir werden ja sehen. Glauben Sie nur nicht, daß Sie den Herrn so sicher haben!“

Er verstummte. Marikke war kreideweiß geworden.

„Noch ein Wort, und ich schlage Ihnen ins Gesicht!“ sagte sie und hob die Hand.

Da brüllte der Halbbetrunkene auf: „Du mich schlagen? Weib, verfluchtes?!“

Mit zwei Sähen war er vor Marikke, packte sie. Marikke keuchte, rang mit ihm. O, sie hatte Muskeln wie Stahl. Aber gegen die Kräfte dieses Menschen kam sie jetzt doch nicht an. Auf einmal, mitten im Ringen, fühlte sie plötzlich ihre Hüfte umklammern. Plauschkis, sinnlos vor Wut, umnebelt vom Alkohol, wußte nicht mehr, was er tat.

„Wer soll hier raus? Du wirfst mich raus? Du!!“

Er hob sie hoch. Sie fühlte ihren Körper nach rückwärts gestoßen. Verzweifelt versuchte sie ihre Hände irgendwo einzufallen. Aber sie fand keinen Halt. Schon hatten ihre Füße keinen Boden mehr. Plauschkis schien wahnsinnig geworden. Wollte er sie wirklich zum Fenster — —?!

Da schrie sie auf. Ganz hoch und grell. Mit entsetzlicher Kraft hob Plauschkis sie hoch. Schon schwebte sie halb über dem Fensterbrett. Da plötzlich Schritte im Gang, die Tür von der Diele wurde geöffnet, aufgestoßen mit

einem Ruck! In halber Bewußtlosigkeit sah Marikke ein Gesicht auftauchen: Günther Krieger. Ehe sie noch recht begriff, war er hinter Plauschkis, mit einer Hand riß er den Kopf des Mannes an seinen struppigen Haaren nach hinten. Der schrie fürchterlich auf, um ein Haar hätte er Marikke fallen lassen. Doch Günther Krieger hatte in der Minute des Entsetzens alles bedacht. Während Plauschkis rückwärts taumelte, war Günthers Arm zwischen Marikke und dem Fenster, stützte sie, und da hatte sie sich auch wieder. Die Schwäche war überwunden. Während Günther Krieger den aufbrüllenden Plauschkis weiter rückwärts riß, stand sie wieder auf ihren Füßen. Jetzt wollte Plauschkis gegen Günther Krieger an, aber ein gutgezielter Kinnhaken —: der Mann sackte lautlos zusammen.

Marikke war kreideweiß. „Wie — kommen Sie hierher?“ stammelte sie.

„Das erzähle ich Ihnen später, kommen Sie, gnädiges Fräulein. Das ist hier nichts für Sie.“

Günther Krieger gab Marikke seinen Arm. Sie stützte sich auf ihn, warf noch einen Blick auf Plauschkis.

„Ich — ich — habe mich doch überschätzt —“ sagte sie matt, „ich schäme mich.“

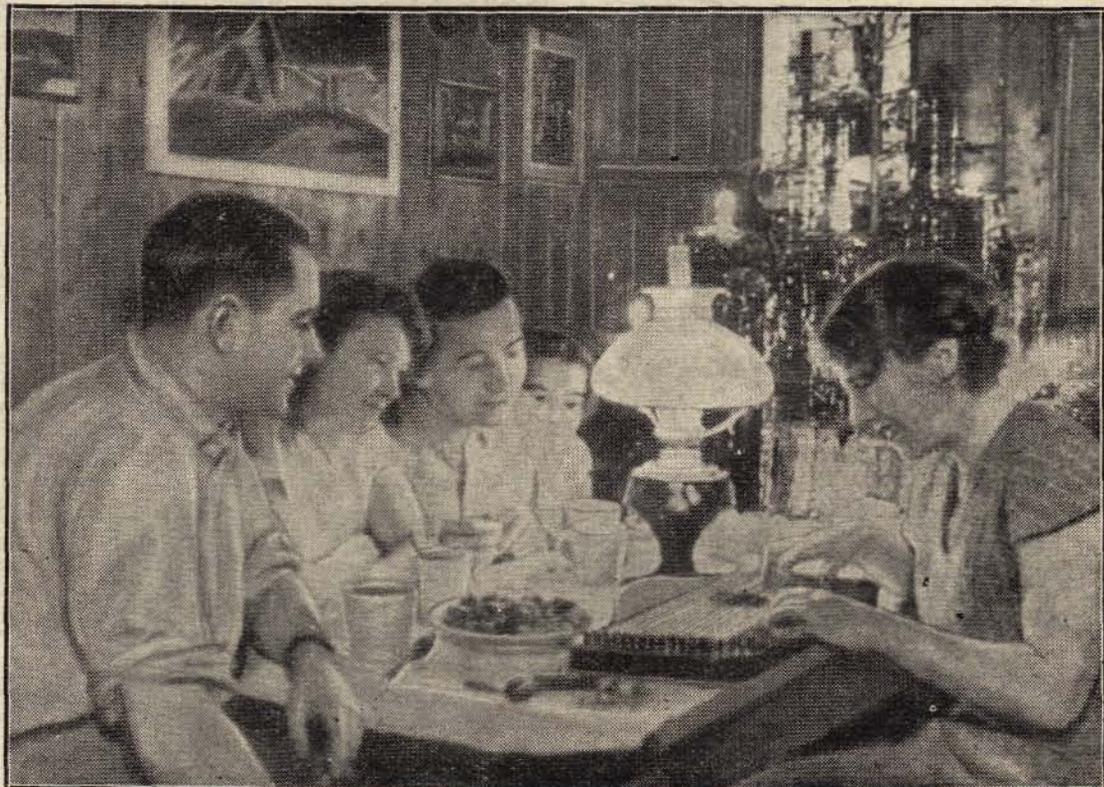
„Kein Grund zum schämen, Fräulein von Rhona, nur kommen Sie jetzt. Wenn der Kerl zu sich kommt, müssen Sie schon fort sein.“

„Aber ich wollte doch —“

Sehr energisch sagte Günther Krieger: „Sie wollen jetzt hier gar nichts, Fräulein von Rhona. Sie werden jetzt so schnell als möglich hier verschwinden. Die Auseinandersetzung mit Plauschkis überlassen Sie bitte mir. Vor einer halben Stunde ist der Kerl nicht fähig, sich mit jemand zu unterhalten. Wo können Sie sich denn hier ausruhen?“

„Danke, nicht ausruhen. Vielleicht nur einen Schluck trinken.“

(Fortsetzung folgt.)



Heiligabend in der Skihütte. (Scherl-M.)

(Scherl-M.)



120 Jahre »Stille Nacht, heilige Nacht«

**Deutschlands ergreifendste Weihnachtsfeier.
Der Enkel Franz Xaver Grubers erzählt . . .**

In Salzburg lebt der Gesangslehrer Felix Gruber, der letzte Enkel des Komponisten des Weihnachtsliedes „Stille Nacht, heilige Nacht“, das vor 120 Jahren seine Uraufführung erlebte. Er macht hier erstmalig authentische Angaben über die Entstehung der unsterblichen Melodie.

Es ist vielleicht eine der schlichtesten, aber sicher die erschütterndste Feier der heiligen Nacht, die alljährlich auf dem Friedhof der ostmärktischen Salinenstadt Hallein begangen wird. Da versammeln sich unter dem funkelnden Sternenhimmel ein paar hundert Menschen vor einem Grab, auf dem die Kerzen eines Christbaums flackern, ein Mann im ergrauten Haar tritt vor, wickelt umständlich eine Gitarre aus ihrer Umhüllung, und dann schlägt er die ersten Akkorde an, so wie einst sein Großvater es vor einer tief ergriffenen Gemeinde mit diesem Instrument in der gleichen weihewollen Nacht getan, als die Welt zum erstenmal das ergreifende Lied „Stille Nacht, heilige Nacht“ vernahm. Es ist eine Ehrung für den Komponisten dieser unsterblichen Melodie, die ihm sein letzter Enkel, der Salzburger Gesangslehrer Felix Gruber, jedes Jahr zur heiligen Stunde erweist. Nirgends klingt diese Weise so schön als über dem Erdhügel im Halleiner Friedhof, unter dem der Organist Franz Xaver Gruber seit 75 Jahren seinen ewigen Schummer hält.

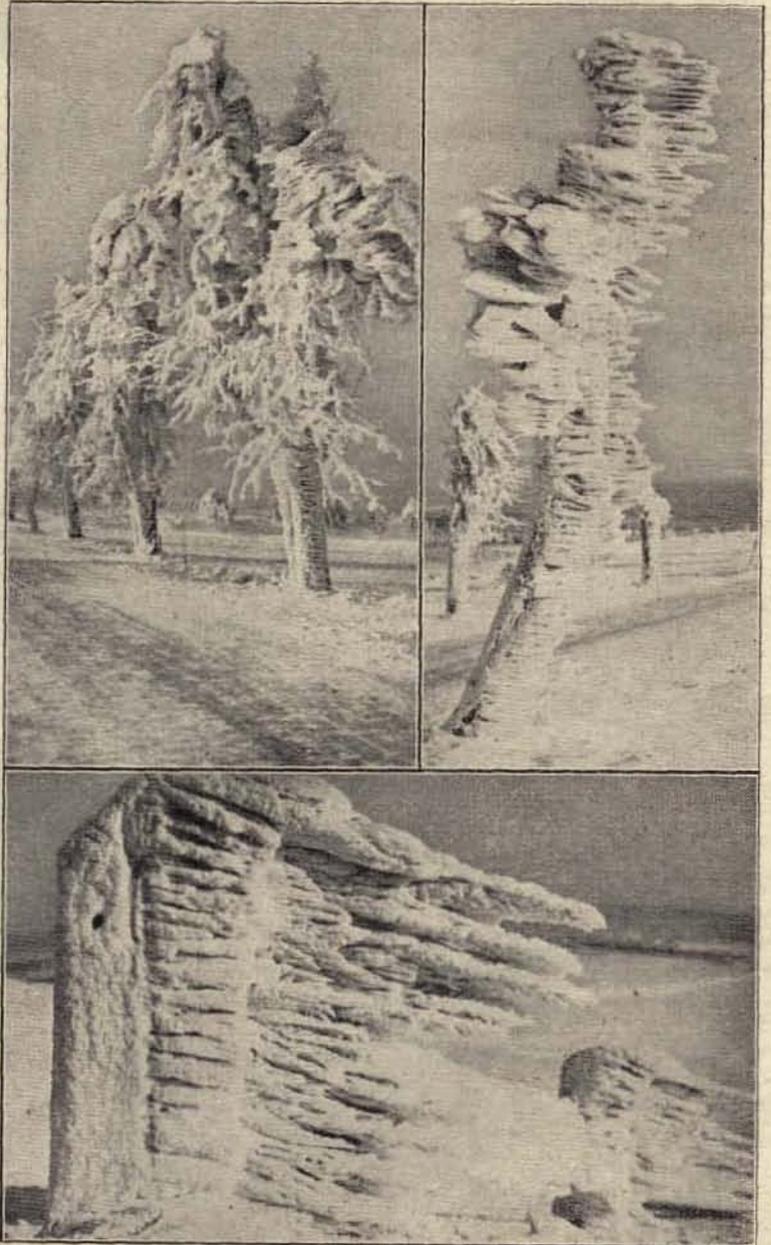
Sind die letzten Töne verweht, packt der Sänger sein Instrument ebenso behutsam in das Futteral, wie er es daraus entnommen hat und stapft still und verstonnen durch die verschneiten Strassen des Städtchens, um den restlichen Abend mit den Freunden und Verehrern seines Großvaters zu verbringen. Da erzählt er dann von seinem Salzburger Heim, in dem er die kostbaren Erinnerungsstücke an den Komponisten des Oberndorfer Weihnachtsliedes aufbewahrt, so das Schreibzeug, mit dem Franz Xaver Gruber in dieser denkwürdigen Nacht des 24. Dezember 1818 flüchtig die Noten zu den Versen seines Freundes Josef Mohr setzte, das gestickte Taschenbuch, in dem er sich eilige Notizen machte, vergilbte Notenblätter, und eben diese alte Gitarre, der kostbarste Schmuck unter den Reliquien, die von ihrem Besitzer wie ein Augapfel gehütet werden. Mit diesem Instrument hat es nämlich eine besondere Bewandnis, und es nimmt in der Entstehungsgeschichte des weltbekannten deutschen Weihnachtsliedes einen ebenso wichtigen Platz ein wie die Strophen des Hilfspriesters Mohr oder der Chor der kleinen Oberndorfer Kirche, auf dem das unsterbliche Lied vor 120 Jahren seine Uraufführung erlebte.

Die Orgel streifte.

Felix Gruber weiß, daß viel Unrichtiges über die Vorgänge in dieser Nacht geschrieben wurde. Er selbst hält sich an das, was er von Tanten und Onkeln erzählt gehört hat, und schließlich verwahrt er ja in seiner Sammlung auch das Original des Schreibens, das sein Großvater unter dem Titel „Authentische Veranlassung zur Komposition des Weihnachtsliedes Stille Nacht, heilige Nacht“ auf eine Anfrage hin an die königliche Hofkapelle in Berlin geschickt hatte. Was darin der Komponist niederlegte, stimmt auch mit den Tatsachen überein, die in der Familie Grubers vom 24. Dezember 1818 überliefert sind. Darnach kam an diesem Tage der Hilfspriester Josef Mohr in aller Eile in das Haus des Organisten Gruber und bat ihn, für das Gedicht, das er soeben niedergeschrieben habe, eine passende Melodie zu suchen. Der Chorregent setzte sich auch sogleich an sein Spinett und es dauerte nicht lange, da hatte er die Melodie schon fertig. Mohr meinte, daß sie ganz gut gelungen sei, und so beschloß man, das Lied schon in wenigen Stunden in der Christmette vorzutragen.

Aber die beiden Freunde hatten Pech — die Orgel streifte, und so mußte Gruber rasch einen Buben nach Hause schicken, damit er seine Gitarre hole. Die Kirchenbesucher mögen sich ja darüber gewundert haben, daß ein so „unpassendes“ Musikinstrument die Sänger begleitete. Aber Mohr hatte eine gute Tenorstimme, Gruber sang einen prachtvollen Bass und ein

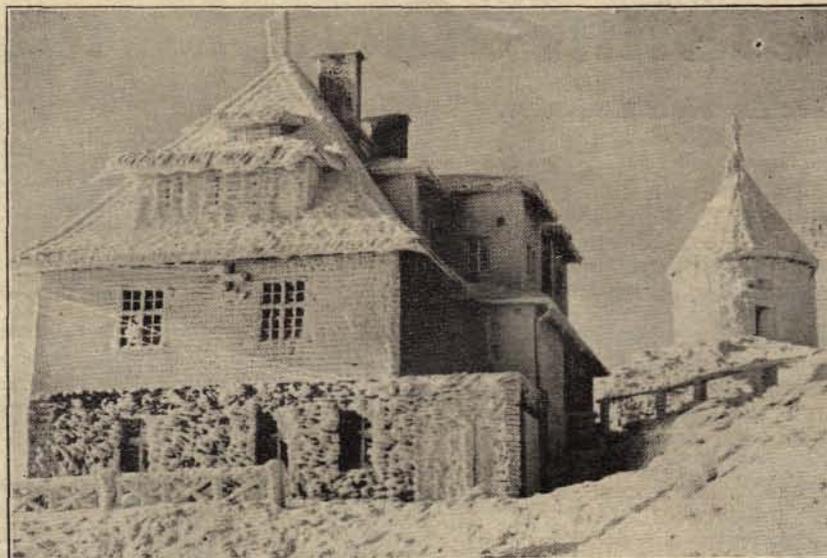
Die Källewelle als Plafiker.



(3 Aufnahmen des T. A. W.-Bilderdienstes.)

Bei Einbruch der Källewelle, die am 17. Dezember 1938 unsere Heimat erreichte, lag auf dem Kammgebiet dichter Nebel, der zu starken Rauheisbildungen führte. Unsere drei Bilder führen auf das Hochplateau um Kupferberg und zeigen oben märchenhafte Baumgebilde. Unten sehen wir einen Straßenstein an der Straße zwischen Bahnhof und Stadt Kupferberg, der 1,20 Meter angerauht ist.

paar Frauen fügten sich mit ihrem klangvollen Organ bei den Schlußstrophen trefflich ein. „Das war heut' a schön's Viadl, dös der Cooperator u. der Lehrer gfungham . . .“ lobten die Christmettbesucher, als sie nach Hause gingen. Sie konnten freilich nicht ahnen, daß sie Zeugen eines historischen Augenblicks waren und daß das „schöne Viadl“ in wenigen Jahrzehnten seinen Siegeszug um die ganze Welt antreten sollte. Vielleicht wäre es aber ein Oberndorfer Kirchenlied geblieben, wenn nicht zufällig ein Gast aus dem sangesfreudigen Zillertal in Tirol in der Kirche anwesend gewesen wäre. Der ließ sich anderntags eine Abschrift des Liedes geben und brachte so diese Weihnachtsmelodie zunächst in seine Gebirgsheimat, wo es so häufig zu Zither und Harfe gesungen wurde, daß, als später sich das Lied durch umherziehende Händler auch im deutschen Mutterland verbreitete, es als altes „Zillertaler Volkslied“ betrachtet wurde.



Das Unterkuftshaus auf dem Kupferhübel und die Kapelle sind über und über mit Rauhereif eingesponnen. Die Fenster des Unterkuftshauses im Dachgeschoß haben ein Gitter aus Eis erhalten. (Aufnahme: T. A. W.-Bilderdienst, K.)

zum 90. Mal fährt, hinterließ, als er im Pfarrhaus zu Wagrain starb, kaum einen Taler und mußte auf Gemeindefkosten bestattet werden. Das kostbare Vermächtnis der beiden Freunde liegt aber in ihrem unsterblichen Lied „Stille Nacht, heilige Nacht“, das so lange gesungen werden wird als die Lichter auf dem Weihnachtsbaum brennen werden . . .

Das ewige Feuer.

Völkische Gebräuche.

Die Feier der Winterjonnwende ist kein neuer Brauch. Dabei ist der Weihnachtsbaum am leichtesten auf seinen Herkunftswegen zu überblicken. Er ist der unmittlere und stets in dieser Eigenschaft empfundene Nachkomme des germanischen, ja des arischen Lebensbaumes. Mit seine älteste Darstellung zeigen die Felsbilder von Bohuslän. Während alle andern

Zwei Freunde und ein Schicksal.

Jahrzehntelang war man dieser Meinung, bis endlich die königliche Hofkapelle in Berlin nach der Urschrift forschte, wobei die Wahrheit ans Licht kam. Der Sohn Franz Grubers und Vater unseres Gewährsmannes, damals als Sängerknabe im Salzburger Benediktinerstift St. Peter tätig, hörte von dieser Anfrage und berichtete sofort dem Abt, was er von der Entstehungsgeschichte des Weihnachtsliedes wußte. Der Großvater Gruber lebte noch und konnte selbst den Berlinern eine erschöpfende Auskunft über seine Komposition geben. Freilich erlebte er die beispiellose Verbreitung des Liedes, das heute von allen Völkern in allen Sprachen der Welt gesungen wird, nicht mehr. Der Komponist starb im Jahre 1863 in Hallein als ein 76jähriger Greis, dem seine magere Rente kaum das Notwendigste zum Leben ließ. Auch der Textdichter Josef Mohr, dessen Todestag sich jetzt



In Oberhals (Sudetengau) sind Bäume und Häuser mit einer Eisschicht gepanzert. — Links nebenstehend: Im Walde bei Schmiedeberg hat der Rauhereif schweren Forstschaden angerichtet. (2. Aufn. des T. A. W.-Bilderd.)



Bäume und Pflanzen dem Tod, der scheinbaren Vernichtung anheimfallen, bewahrt das Immergrün der Tanne den Lebensstrom und wird Sinnbild der erfahrungsmäßigen Wiederkehr der Sonne. Der Lebensbaum wird somit nicht nur Sinnbild der Sonnenwende, sondern darüber hinaus Sinnbild des Lebens schlechthin, der Fruchtbarkeit, der sinnfällige Beweis der „Ewigkeit“. Denn „Ewigkeit“ war den Bauern und Vorfahren nur das steile Erneuern, das Leben aus Geburt zur Erntevollendung und der Beginn des neuen Kreislaufs. Genau so alt wie der Lebensbaum ist die Herausstellung der Sonne, des Lichts, das heute in den Kerzen am Weihnachtsbaum mit dem Lebensbaum-Sinnbild vereinigt ist. Diese Vereinigung ist erst jüngeren Da-



tums und wuchs zu der ausgeprägt deutschen Eigenart der Wintersonnfeier heran.

Das „Ewige Feuer“, wie es seit altersher im Volksmunde heißt, wurde gequirlt, nach dem Vorbilde des Sonnenrades, des urheiligen Hakenkreuzes. Zwei Arten dieser Feuergewinnung sind üblich, beide ein Quirlen, beide nur bei den Völkern des arischen Kulturkreises in dieser Form bekannt: entweder wurde ein Pfahl in die Wagenradnabe getan und durch Quirlen das Feuer erzeugt, oder mit Hilfe eines Seiles ein Stab gedreht, der zwischen zwei eingerammten Eichenpfählen horizontal eingespannt wurde. Das Seil wurde von zwei Burschen, die möglichst Brüder sein mußten, nach bestimmtem Rhythmus bewegt, bis das „Rotzhr“ entstand. Diese Feuerentfackung war eine tief sinnbildliche, eine kultische Handlung, deren Vollzug für das Volk Brüdern aus dem Fürstengeschlecht zustand. Es ist daher nicht verwunderlich, daß die Sage die ersten Wandalen unter dem Fürstbrüderpaar „Ambri“ und „Assi“ erscheinen läßt, was Pflod und Holzstod bedeutet, daß die Edda die ersten Menschen Ast und Embla nennt, womit ebenfalls die beiden Hölzer gemeint sind. Die Anführer der Angelsachsen nennen sich Hengist und Horja, womit aber noch heute die Bauern im Holsteinischen die Pferdeköpfe ihres Bauernhofes bezeichnen, die über das Dach hinausragen. Die Pferdeköpfe sind aber wie die Schwanköpfe Sinnbilder der Zwillingsgötter, die das Feuer in ihrer Obhut haben, sie beschützen also das Herdfeuer, das im Hause angezündet wird. Viele andere Bräuche finden in diesen beiden Grundfassungen der Lebensewigkeit und der wiedergeborenen Sonne ihre letzte und befriedigende Erklärung, wobei in sehr vielen Fällen die kirchlichen Umhänge abgelegt werden müssen, die arteigenes Erleben in fremden Zwang pressen wollten, nachdem die Ausrottung mißglückt war. Hier seien ohne näheres Eingehen nur das Gluckwein (Zuleber, Bullinbursti), Schimmelreiter, Nikolaus, Percht, Holle genannt. Hierher gehören auch die unausrottbaren Backwerke, die kein Festgebäck im Sinne besonderer Opferbrote waren, sondern Teile des Festes, die genau so dazu gehörten, wie die andern symbolischen Hand-

Die WHW-Pyramide in Neudorf



hat der örtliche Schnitzverein geschaffen. Die handgeschnittenen Figuren stellen Erzgebirgstypen dar. Handwerker unserer Gemeinde machten das Kunstwerk beweglich. Nun ladet es zu frohem Spenden ein und die Neudorfer werden gern und häufig ein Scheinlein in die Sammelbüchse des WHW legen.
(Aufnahme: T. A. W.-Bilderdienst, K.)

lungen, festlich sinnbildhaft verankert im Glaubenstum arteigenen, überlieferten Wissens um die Heiligkeit alles Werdens, alles Vergehens, um die „Ewigkeit“.

So sollen auch jetzt die Weihnachtsfeiern Sinnbild der Geschlechterfolge sein, des sich stetig erneuernden Lebens, des Sonnenrades und des Lebensbaumes! K. W. S.

Menschenschicksale erfüllen sich unter dem Lichterbaum.

(Fortsetzung von Seite 2.)

dem Hof werden soll. Es wäre wohl einer da, der das Erbe antreten könnte, der älteste Sohn von dem Städter“, aber das will er nicht hören. — Vielleicht läßt sich der Alte befehlen, wenn er den Jungen einmal sieht, ging es mir vor Weihnachten durch den Kopf. Und ich lud kurzentschlossen die ganze Familie ein. Einen Tag vor Heiligabend sollten sie kommen. Ich schickte den Bauer in die Stadt, um Einkäufe zu machen. So sah er die Familie nicht ankommen. Mit meiner Tochter und mit meinem Schwiegerjohn besprach ich dann meinen Plan, sie wollten mit den Kindern vorläufig ins Nachbardorf gehen und nur den 18jährigen Aeltesten auf dem Hofe lassen.

Als der Bauer zurückkam, war der Junge dabei, die Pferde vor den Göpel zu spannen. „Was soll das heißen?“ schnauzte mich der Alte an. „Das soll heißen, daß du endlich einmal mit der Abrackerei aufhören sollst. In Zukunft wird der Junge das tun, was du bisher getan hast.“ — So sprach ich, und der Alte ging raus, sprach

Die „Buchholzer Mäd“

wirkten bei dem in Chemnitz vom Reichsfender Leipzig am 10. Dezember veranstalteten 3. Wunschkonzert mit, das 89000 RM. an Geldspenden aus dem Hörerkreis für das WHW erbrachte. Durch die drei Wunschabende kamen 208000 RM. auf, ein sprechender Beweis für die Opferfreudigkeit der Rundfunkgemeinde. (Aufn.: Joach. Schulze, Chemn.)



mit dem Jungen, erst barsch, dann jedoch freundlicher. Ich beobachtete ihn vom Fenster aus. Schließlich gab er dem Jungen die Hand. Damit war alles in Ordnung. „Weißt du denn, wem du da die Hand gegeben hast?“, fragte ich, als er lächelnd in die Stube kam.

„Natürlich“, antwortete er, „dem Hanne, dem Sohn unserer Tochter. Er spannt schon die Pferde an, um die Eltern und Geschwister zu holen!“

Was dann kam . . . ich kann nur sagen: Ein so schönes Weihnachtsfest hat es in meinem ganzen Leben noch nicht gegeben.

Annaberger Kinder bei den Schul-Weihnachtsfeiern.

Die beiden Annaberger Volksschulen können dieses Jahr auf besonders erfolgreiche Weihnachtschulleiern zurückblicken. Brachten schon die letzten Jahre manche schöne Ueberraschung, so wurde dieses Mal ein Höhepunkt erreicht, der nicht leicht zu überbieten sein wird. Und dennoch wird man nächstes Jahr mit frischem Mut daran gehen, neue Ueberraschungen für den Elternkreis auszudenken, der das dankbare Publikum darstellt.

Die oberen Bilder zeigen Schnappschüsse des T. A. W.-Bilderdienstes von der Aufführung in der Pettalozzi-Schule, die „bei Großmütterchen Weihnachten feierte“, und die beiden unteren Aufnahmen bringen Massen Szenen der sing- und tanztrohen Annenschule. Weil alle Kinder ihre Sache so gut gemacht haben, bringt ihnen nun die Heimatzeitung als Weihnachtsüeberraschung die Bilder, die sie nicht selbst sehen konnten, aber so schön und zur Freude aller Zuschauer gezeigt haben.



(5 Aufnahmen des T. A. W.-Bilderdienstes.)